

Nicolas Knoblauch

Stauferherz

Friedrich,

der junge Staufer

Manuela Kinzel Verlag



Inhalt

Stauferherz	7
Aufbruch nach Brunswiek	9
Welf VI.	21
St. Odilienberg	31
Bertha	48
Gemunde	69
Hildegard	81
Ende der sächsischen Macht	89
Zurück in der Heimat	98
Der Beginn der Stauferzeit	102
Ravensburg	107
Schwertleite	129
Bei den Lothringern	141
Reisekönigtum	155
Heimlichkeiten	167
Winter im Filisatal	185
Im Mittelpunkt der Macht	198
Auf großer Reise	218
Rom und zurück	245
Von Fehden und Neuerungen	257
Aufbruch ins Heilige Land	275
Zeittafel	307
Historische Persönlichkeiten	316
Historische Ortsnamen	318

Inhalt

Stauferherz	7
Aufbruch nach Brunswiek	9
Welf VI.	21
St. Odilienberg	31
Bertha	48
Gemunde	69
Hildegard	81
Ende der sächsischen Macht	89
Zurück in der Heimat	98
Der Beginn der Stauferzeit	102
Ravensburg	107
Schwertleite	129
Bei den Lothringern	141
Reisekönigtum	155
Heimlichkeiten	167
Winter im Filisatal	185
Im Mittelpunkt der Macht	198
Auf großer Reise	218
Rom und zurück	245
Von Fehden und Neuerungen	257
Aufbruch ins Heilige Land	275
Zeittafel	307
Historische Persönlichkeiten	316
Historische Ortsnamen	318

Stauferherz

Mein Herz, das Herz eines Staufers, ist voller Dinge, von denen ich Euch berichten muss. Dinge, von denen Ihr nichts ahnt, denn Ihr kennt nur den Kaiser Barbarossa aus den Geschichtsbüchern, aber nicht den Menschen Friedrich, der ich einst war. Meine Wünsche, Träume und Hoffnungen, die ich hatte und die mich zeitlebens begleiteten. Viele blieben unerfüllt, andere gingen in Erfüllung und manche waren auch für mich unerreichbar. Aber auch ich blieb von Enttäuschungen, Schmerz und Leid nicht verschont.

Einer dieser unerreichbaren Wünsche bestand darin, meine liebe Johanna stets an meiner Seite zu haben, sie zu meiner geliebten Gemahlin zu machen. Aber dieses Glück war mir nicht vergönnt. Auch davon handelt diese Geschichte aus meinem Leben. Ihr denkt, ein Kaiser kann sich alle Wünsche erfüllen. Aber so ist es nicht. Auch er muss sich an Vorschriften halten, wenn es auch noch so schwer ist. Ich musste lernen zu erkennen, dass ich eine große Verantwortung trug und deshalb meine eigenen Interessen zum Wohle meines Landes hinten anstellen musste. Aber tief in meinen Herzen war ich stets der frühen Liebe meiner Jugend, meiner Johanna, ganz nahe. Denn was ein Stauferherz je geliebt, lässt es nicht mehr los. Und ja, manchmal ist der Schmerz der Preis, den man für die Liebe zahlt.

Erst viele, viele Jahre später wurde ich für meinen großen Verzicht, mich mit meiner Jugendliebe zu vermählen, belohnt, als ich die junge Beatrix zum Altar führte, meine Frau, die mir zahlreiche Kinder als Erben schenkte. Sie erinnerte mich an meine Johanna und versetzte mich in meine Jugend-

Gemunde

Die Kleider wurden pünktlich fertig. Die Näherinnen hatten Tag und Nacht daran gearbeitet. Alle waren nun bestens ausgestattet, sogar ich hatte zwei neue Obergewänder bekommen, nachdem es nach dem Überfall im Elsass mit meinem alten Gewand nicht mehr zum Besten gestanden hatte. Agnes befand, die Kinder des Herzogs von Staufeu sollten ordentlich gekleidet aussehen. Das Gepäck war bereits auf die Pferde gebunden und unsere Reise konnte beginnen. Welf schüttelte erstaunt den Kopf, als er die ganze Habe sah, sagte aber nichts. Agnes schickte uns Geleit mit, nachdem sie von den Wegelagerern gehört hatte.

Wir verabschiedeten uns von Agnes, den Kindern und von Iwi. Zum Abschied fuhr mir die kleine Jutta durch meinen noch weichen Bart.

„Deine Barthaare haben die gleiche Farbe wie meine Haare“, stellte sie mit ihrer kindlichen Art fest. „Ich nenne dich ab jetzt Bruder Rotbart.“

Ich musste lachen. „Gut, dann bist du Schwester Rotlöckchen.“

Jetzt lachte Jutta. Ich gab ihr einen Kuss auf die Stirn. Danach kamen Konrad und die kleine Luitgard dran, meine anderen Halbgeschwister.

„Vergiss aber das nächste Mal nicht, Fleckle mitzubringen!“, rief uns Iwi noch nach, die ihn vermisst hatte. Sie hatte damals in Dänemark mit meinem kleinen Hund tiefe Freundschaft geschlossen. Alle winkten uns nach, bis wir hinter einer Kehre verschwanden. Wir ließen die größte und mächtigste Burg in Schwaben hinter uns und machten uns auf den

Weg in Richtung Brunswiek. Aber zuerst wollten wir noch zu Mutters Grablege ins Kloster Lorch.

„Welf, wir müssen über Gemunde reiten. Mir ist eingefallen, dass ich noch etwas für Hannes erledigen muss.“

Welf sah mich nicht gerade begeistert an.

„Hab’ ich vergessen, tut mir leid“, murmelte ich entschuldigend.

„Na gut, wenn’s denn unbedingt sein muss.“

Johanna hatte mir erzählt, dass Hannes’ Geschwister wieder in der zerfallenden Hütte in der Nähe von Gemunde lebten. Nach dem Tod der Mutter, der Vater war ja schon Jahre zuvor verstorben, hatten sie auf dem Stauf und beim Bau der Hiltoburg gearbeitet. Ich musste nach ihnen schauen, das war ich Hannes schuldig.

Bertha ritt ein braunes Pferd, einen Zelter, den Welf ihr besorgt hatte. Ein junges kräftiges Tier, allerdings anscheinend schreckhaft, denn als etwas im Gebüsch raschelte, machte es einen riesigen Satz, so dass Bertha fast aus dem Sattel fiel. Johanna reagierte rasch und konnte den Zelter gerade noch am Zügel erwischen.

„Was war das?“, fragte Bertha verängstigt, als sich der Braune wieder beruhigt hatte.

„Ich sehe mal nach!“, erklärte ich mutig, während sich die anderen noch um Bertha kümmerten. Kaum war ich vom Pferd gestiegen, stürmte plötzlich ein weißes, wildes Tier, so groß wie ein kleines Pferd, mit gespaltenen Hufen und einem Horn schnell und ungestüm aus dem Gebüsch auf mich zu. Es stellte sich auf seine Hinterbeine und schlug mit seinen Hufen nach mir, um mich anschließend auf sein Horn zu nehmen. Es überraschte mich so sehr, dass ich jegliche Gegen-

wehr vergaß. Aber genauso schnell wie das Tier plötzlich vor mir gestanden hatte, verschwand es wieder im Grün des Gebüschs. Verdutzt blieb ich auf dem Boden sitzen, wo mich das Untier hinbefördert hatte. Ich rieb mir meinen Hintern, der heftig schmerzte. Johanna und die anderen fingen an, laut-
hals zu lachen, nachdem sie bemerkt hatten, dass es mir gut ging. Nur ein Stück Stoff von meinen Beinlingen fehlte. Der Angriff war so schnell gegangen, dass ich nicht wusste, wie mir geschah.

„Was war denn das für eine Kreatur?“, fragte ich in die Runde, aber keiner konnte es mir sagen. Sie hatten alle um Bertha herumgestanden und anfangs nicht auf mich geachtet. Allerdings bot ich jetzt anscheinend einen lustigen Anblick, denn sie konnten sich vor lauter Lachen nicht beruhigen. Ich betrachtete sie kopfschüttelnd. Dann ging ich zum Gebüsch, um nach dem wundersamen Tier zu suchen. Johanna und Welf halfen mir dabei, zumindest taten sie so. Bertha wäre gerne schnellstens weitergeritten, um nicht selber von dem wilden Tier auf's Horn genommen zu werden. Aber nichts konnten wir weit und breit entdecken. Selbst unser Geleitschutz fand nichts. Also beschlossen wir, nachdem sich alle beruhigt hatten, unseren Weg fortzusetzen. Es war nicht mehr weit bis zur Hütte von Hannes und seinen Geschwistern.

Als wir die armselige Hütte erreichten, konnte ich sogleich Hannes' Geschwister Elisabeth und Karlchen sehen, die sich angestrengt unterhielten.

„Such sie ...“, konnte ich Elisabeth sagen hören und sah gerade noch, wie Karlchen davontrabte.

Als Elisabeth Johanna und mich erkannte, kam sie auf uns zugelaufen und umarmte uns herzlich.

„Hannes ist noch in Brunswiek“, erklärte ich ihr gleich, „und wir sind gerade wieder auf dem Weg dorthin.“

„Wie geht es euch?“

Elisabeth sah mich traurig an. Sie trug ein zerschlissenes Gewand.

„Mehr schlecht als recht. Schau, unsere Hütte! Sie ist baufällig. Es regnet herein und wir haben kein Geld, sie richten zu lassen“, fügte sie hinzu.

„Deshalb bin ich da. Ich habe euch Geld mitgebracht, von Hannes“, schwindelte ich, denn sonst hätte es Hannes' Schwester Elisabeth bestimmt nicht angenommen. Ein kleines Säckchen voller Münzen wechselte den Besitzer.

„Ihr sollt damit die Hütte richten, ein paar Hühner oder Schweine kaufen ...“

„Oder eine neue Ziege“, hörte ich Karlchen von weitem mau-len. „Dieses blöde Vieh haut immer ab und macht die unmöglichsten Dinge. Sie hat schon wieder irgendwas angestellt, sie hatte ein Stück Stoff an ihrem Horn.“

Karlchen wedelte mit einem Stück Stoff in der Hand hin und her, als er hinter der Hütte hervorkam. Ich traute meinen Augen nicht. Das war das Stück Stoff, das an meinen Beinlingen fehlte! Am Strick trottete etwas hinter ihm her. Es war eindeutig das angriffslustige, gehörnte Tier von vorhin, dessen Fell weiß-silbern glänzte: eine große, weiße Ziege mit nur einem Horn.

„Was ist denn das?“, fragte ich.

„Eine Ziege, sieht man doch!“, erklärte Karlchen. „Die hat mal wieder einen Ausflug gemacht. Darf ich vorstellen, das ist Einhorn, weil sie nur ein Horn hat, unsere Unglücksziege!“

Wir lachten und prusteten los. Elisabeth und Karlchen sahen uns fragend an. Erst als wir uns wieder beruhigt hatten, erzählten wir ihnen, was uns passiert war.

„Friedrich hat mit Einhorn schon Bekanntschaft geschlossen!“, plauderte Johanna drauf los.

„Sie hat doch nichts angestellt, oder?“, wollte Elisabeth von uns wissen.

„Nein, nein, sie hat nur mit dem herzoglichen Hinterteil Bekanntschaft gemacht“, prustete Johanna und erzählte den beiden die ganze Geschichte.

„So, so, du bist also Einhorn“, sprach ich an die Ziege gewandt, die jetzt so friedlich graste, als könne sie kein Wäsechen trüben.

„Also eines weiß ich sicher“, erklärte ich an die anderen gewandt, „wenn ich mich in Zukunft an Gemunde erinnere, werde ich an Einhorn denken.“ Dabei rieb ich mir grinsend das Hinterteil.

Übrigens, Jahre später, als die Stadtältesten nach einem Wappentier für Gemunde suchten und ich zugegen war, fiel mir diese Geschichte wieder ein, die ich aber keinem erzählte, weil sie mir ein wenig unangenehm war und ich nicht zur Belustigung des Volkes beitragen wollte. Ich schlug als Wappentier ein Einhorn als das Edelste unter allen Fabeltieren und als Symbol für das Gute vor. Darum trägt das Stadtwappen von Schwäbisch Gmünd bis heute ein „Einhorn“.

Elisabeth nähte schnell das Stück Stoff wieder an meine Beinlinge an. Dann verabschiedeten wir uns und ritten weiter. Es ging durch Gemunde, dort vorbei an der alten Johanniskirche, die wohl bald einer dringenden Renovierung bedurfte. Das Dach hatte Löcher, durch welche Vögel in das Kirchen-

innere flogen, und die Mauern Ritzen, so groß, dass man durch sie hindurchschauen konnte.

Über die Entstehung der Johanniskirche erzählte man sich in Gemunde und Umgebung eine Geschichte. Agnes, eine meiner Vorfahren, die Gemahlin von Friedrich, den ersten stauischen Herzog von Schwaben, hatte ihren Ehering verloren. So gelobte Friedrich, dort ein Gotteshaus zu bauen, wo dieser Ring wiedergefunden würde. Gemäß der Legende wurde der Ring dann am Geweih eines erlegten Hirsches entdeckt, dort, wo heute die Johanniskirche steht.

Unweit der Kirche wurde Handel getrieben. Händler feilschten um Waren und versuchten sich mit dem Preis lautstark zu unterbieten. Holz- und Steingebäude umrahmten den Dorfplatz und boten den Bewohnern und den Reisenden Unterkunft.

Ich beschloss, Vater bei unserer nächsten Begegnung zu bitten, sich um diese Kirche zu kümmern. Außerdem befand ich es für sinnvoll, diese Ansiedlung, die größer als Ulma war, zu befestigen, um sie zu schützen. In einer meiner Urkunden erwähnte ich sie später als „burgum Gemunde“. „Burgum“ bedeutet, dass es sich um eine befestigte Stadt handelt, mit Mauern und Türmen. Der Name Gemunde leitete sich von „münden“, also Gemünde, vieler Bäche in den Fluss Rems ab, der im Osten in die Ansiedlung eintrat, sie durchfloss und dann im Westen auf Lorch hin verlassen hat. In einer Urkunde des Klosters Lorch von 1162 wurden die Bürger Gemundes das erste Mal als „cives“, also Bewohner einer Stadt, bezeichnet. Deshalb gilt Schwäbisch Gmünd in eurer Zeit als die älteste Stauferstadt.

Wir folgten der Rems, es ging vorbei an zahlreichen Wassermühlen. Durch das Remstal führte eine stark benutzte Reise-

route. Es stellte im Mittelalter eine hochwichtige Verkehrsstraße von Cannstatt nach Nördlingen und Augsburg für den Wein- und Getreidehandel dar.

Schwüle Hitze lag in der Luft und die Mücken waren äußerst lästig. Der Himmel zog sich bedrohlich zu, als wir am Abend das Kloster Lorch erreichten, die Grablege Berthas und meiner Mutter.

Hier lagen die Gebeine meines Großvaters Herzog Friedrich I. von Schwaben, der im Jahr 1105 gestorben war. Er und seine Frau Agnes aus dem Hause der Salier, die Tochter Kaiser Heinrichs des IV. und meine Großmutter, hatten das Stift einst gegründet. Agnes war nach dem Tod meines Großvaters in zweiter Ehe mit dem Babenberger Markgrafen von Österreich Leopold III. verheiratet worden, mit welchem sie noch viele weitere Nachkommen hatte, die somit zum Geschlecht der Babenberger gehörten. Darunter waren Heinrich II. Jasomirgott, Leopold IV., Otto, später bekannt als Bischof Otto von Freising, und Konrad, der Erzbischof von Salzburg wurde. Die sechs Töchter Jutta, Agnes, Judith, Gertrud, Elisabeth und Bertha, die den Beinamen von Österreich trugen, wurden allesamt in andere Adelshäuser verheiratet. Dadurch waren Bertha und ich auch mit den Babenbergern verwandt.

Der Abt wies uns den Weg. Ein wenig später standen wir im dunklen Gruftgewölbe. Nur Fackeln erhellten den Raum. Wir verweilten schweigend vor dem Steinsarkophag unserer geliebten Mutter, der Welfin Judith, und sprachen Gebete für ihre Seele. Jo, die neben mir stand, nahm meine Hand. Während wir unserer Mutter gedachten, fühlten wir uns ihr plötzlich wieder nahe. Erinnerungen an unsere frühe Kindheit wurden wach. Bertha rannen Tränen über die Wangen. Welf

stand hinter uns und legte uns beiden beschützend die Hand auf die Schultern. Ich ließ zu, dass auch mich die Gefühle übermannten.

Immer hatte ich mich davor gedrückt, diesen Ort aufzusuchen, anfangs weil die Erinnerungen zu frisch waren. Später hatte ich versucht, diesen Teil meines Lebens zu verdrängen.

„Vertrau auf Gott, er nimmt sich deiner an; und hoff’ auf ihn, so wird er deine Wege ebnen!“, hörten wir Welf mit seiner ruhigen, tiefen Stimme auf einmal reden. Er zog uns beide an sich heran und legte die Arme um uns.

„Ich verspreche dir, Judith, hier an deinem Grab, dass ich mich um deine beiden Kinder kümmern werde. Ich werde ihnen, wenn sie sich in Not, welcher Art auch immer, befinden, stets zur Seite stehen. Dies schwöre ich dir, meine Schwester, im Namen des allmächtigen Gottes.“

Und an uns gewandt sprach er: „Friedrich, Bertha, vergesst nicht, woher ihr kommt und wo eure Wurzeln liegen. Denkt immer daran, dass ihr nicht nur Staufer, sondern auch Welfen seid und auch wir eure Familie sind. Und lebt so, dass eure Mutter stolz auf euch wäre.“

Bertha und ich sahen ihn an und nickten. Dann führte er uns aus der Gruft zurück in die Kirche.

Der Abt feierte mit uns eine Messe zum Gedenken an unsere Mutter. Draußen am Himmel zuckten bereits grelle Blitze, der Donner grollte laut, der Regen prasselte in heftigen Windböen auf das Dach der Klosterkirche und gegen ihre Mauern. Es war inzwischen dunkle Nacht geworden, nicht nur draußen, sondern auch in meinem Stauferherzen, in dem ich mich nach meiner Mutter sehnte. Hier fühlte ich mich ihr nahe. Ich hatte versucht, den Gedanken an sie zu verdrängen.

gen. Aber jetzt war der Schmerz wieder in meinem Herzen. Und es tat nach all den Jahren immer noch weh. Wahrscheinlich würde die Trauer nie ganz aufhören. Ich musste auf die Zukunft hoffen, auf das, was Gott mit mir vorhatte. Ich wandte mich vertrauensvoll an ihn und die Hoffnung gewann die Oberhand und strahlte wie ein kleines Licht inmitten der Dunkelheit.

Als wir am nächsten Morgen in der Herberge erwachten, warteten dichte Nebelschleier um uns. Die Luft war feucht, die Wege voller Wasserlachen, die sich in Schlamm verwandelt hatten. Dennoch trieb uns Welf an, dass wir uns beeilten sollten. Wir mussten weiter. Kaiserin Richenza erwartete uns.

Wir ritten durch das Remstal, vorbei an grünen Berghängen mit ihren Weinreben, die hier prächtig wuchsen und gediehen. Wir näherten uns dem Ort unserer Kindheit, Ghibbelin, heute Waiblingen genannt, wo Bertha und ich geboren wurden. Mein Herz schlug schneller, je näher wir Ghibbelin kamen. Die Erinnerungen an meine frühe Kindheit wurden auch hier wieder wach.

Ich zeigte Johanna und Welf, wo wir als Kinder gespielt hatten, bis wir uns unserem Gehöft, einer kleinen Pfalz mit einer hohen Mauer, näherten. Ich bat Welf, kurz anzuhalten unter dem Vorwand, die Pferde trinken zu lassen, denn ich wollte einen Blick in die alten Gemäuer werfen. Während Welf sich in einer Schenke Wein schmecken ließ, Bier gab es zu seinem Bedauern hier leider nicht, zeigten Bertha und ich Johanna unsere alte Heimat. Zu unserem Erstaunen stand das Tor zur Pfalz offen, so konnten wir hineinschlüpfen, ohne groß aufzufallen.

Ein kleiner Teich befand sich in der Mitte der Anlage, auf dem ein paar Enten schwammen, Hühner scharrtten auf der Suche

nach Würmern am Boden. Alles schien verlassen, als plötzlich hinter uns eine Stimme erklang, die uns unmissverständlich klarmachte, dass wir hier nichts verloren hätten. Die Stimme kam mir bekannt vor. Ich drehte mich um und blickte auf die Zinken einer Mistgabel. Erschrocken wich ich zurück und sah erst dann den Mann an, der die Mistgabel in der Hand hielt. Ich blickte in ein mir bekanntes Gesicht, nur etwas älter sah es aus. Er schien mich jedoch nicht zu erkennen.

„Vinzenz, ich bin’s, der Friedel, und das ist Bertha! Erkennst du uns denn nicht?“ Kurz flackerte ein Leuchten in den Augen des Alten auf, dann erfasste ein Lächeln sein Gesicht.

„Friedel, du? Und Bertha? Dass ich das noch erleben darf, auf meine alten Tage. Was führt euch beide hierher?“

Bertha und ich fielen dem lieben Alten aus unseren Kindertagen um den Hals.

„Wir sind mit Welf, dem Bruder unserer Mutter, auf dem Weg zur Kaiserin nach Brunswiek. Wir besuchten das Grab unserer Mutter, reiten jetzt an der Rems, dann am Neckar entlang bis zur Rheinmündung, wo wir auf ein Floß rheinabwärts umsteigen wollen, um schneller vorwärts zu kommen.“

„Dass ich das noch erleben darf, euch wiederzusehen, Kinder!“

Vinzenz freute sich wie ein König. Seine Lebensgeister waren zurückgekehrt. Plötzlich schien ihm eingefallen zu sein, dass sich noch jemand über unser Kommen freuen könnte, denn er rief auf einmal langgezogen: „Elsa, Elsa, komm! Schnell! Wir haben Besuch!“

Kurze Zeit später kam unsere Amme um die Ecke, die ihn und uns verständnislos ansah.

weise blieb es jetzt stehen. Sie griff nach seinem Zaumzeug und klopfte es beruhigend am Hals. Dann führte sie es langsam zu mir.

Ich sah mir das Pferd an. Es war ein mittelgroßer, zierlicher Hellfuchs, eine junge Stute mit hellem, fast weißem Behang, wie für Johanna gemacht. „Ich glaube, wir haben ein Pferd für dich gefunden. Allerdings scheint es keine Eisen zu mögen.“

„Mach dir darüber keine Sorgen, Friedrich. Wir bringen es zu meinem Vater. Das müsste schon mit seltsamen Dingen zu-gehen, wenn es bei ihm ohne Eisen bleibt.“

Johanna schlang ihre Arme um den Hals des Pferdes. „Wir werden gute Freunde werden, nicht wahr, Fiorella?“

„Oh, du hast schon einen Namen?“

„Ja, ich hörte diesen bei den fahrenden Leuten, die aus dem fernen Italien kamen. Es bedeutet wohl so viel wie ‚kleines Blümchen‘“, erklärte mir Johanna, als wir ins Tal hinabließen. „Ist nett, gefällt mir“, lächelte ich sie an, wobei mir selbst nicht ganz klar war, ob ich jetzt den Namen oder Johanna meinte.

Wir besorgten noch passendes Sattelzeug und brachten das Pferd im Stall des Gasthauses unter, in dem wir nächtigen wollten.

Winter im Filisatal

Am nächsten Morgen ritten wir aufwärts am Flüsschen Filisa entlang. Die Nacht war bitterkalt gewesen und überall bedeckte eine neue Schneeschicht die Landschaft. Eine Art Winterzauber lag über dem Tal. Johanna ritt auf ihrem Pferd und ich hatte Aramis unter dem Sattel, während ich Validus, da er sich in Gegenwart der Stute wild gebärdete, unserem Geleit anvertraute, welches wir bereits vorangeschickt hatten. Aramis verhielt sich hingegen vorbildlich. Fiorella schien ein gutes Pferd zu sein, vielleicht noch etwas schreckhaft, aber das würde Johanna schon in den Griff bekommen.

Nach einem kurzen Ritt erreichten wir die Gegend Ubrichingen, unterhalb von Bühringen gelegen. Wir fragten nach dem jungen Grafen Eberhard, doch keiner konnte oder wollte uns helfen. Also schlug Jo vor, dass wir hinauf auf den Felssporn reiten könnten. Dort, unweit von hier, wo der gerötete Bach verlief, der seinen Namen wohl von seinem rötlichen Bachbett her hatte und in die Filisa mündete, würde sich eine kleine Burg im Bau befinden, durch tiefe Steilwände, Gräben und Wälle gesichert und nur vom Plateau aus erreichbar. Also ritten wir den anstrengenden Weg hinauf.

„Weißt du eigentlich, dass es auch hier heilende Quellen gibt?“, fragte mich Jo während des Aufstiegs.

„Wie die damals bei der alten Anna?“

Die alte Anna half Hannes und mir vor Jahren nach einem Unglück und wir hatten bei ihr die heilbringenden Quellen von Tizzenbach kennengelernt. „Ja, nur dieses Wasser hilft eben bei anderen Beschwerden.“

„Gut zu wissen, meine Liebe. Ich sehe schon, du kennst dich mit allem aus, was Heilkräfte besitzt.“ Johanna hatte damals, in unserer Kindheit, viel von der alten Anna gelernt, was Heilkräuter anging.

Als wir oben ankamen, sahen wir schon den jungen Eberhard, der den Bau der kleinen Burg begutachtete. Er war in meinem Alter und schien nicht ganz zufrieden zu sein, war er auch sogleich seine Untergebenen wissen ließ. Er ging nicht gerade zimperlich mit ihnen um und kommandierte sie barsch. Johanna sah mich bittend an. Ich stieg vom Pferd und ging auf Eberhard zu, der, als er mich erkannte, verstummte, auf mich zulief und mich umarmte.

„Friedrich, mein treuer Freund, was führt dich zu mir?“

„Ich hörte von den Übertretungen und kam, um Recht durchzusetzen. Darf ich dir Johanna vorstellen?“

„Johanna von der Burg des Hilto? Deine Liebe?“, fragte er gleich nach. „Sie ist immer noch die deine? Nach all den Jahren?“

Ich nickte.

Eberhard schien fassungslos. Ich hatte Eberhard bereits als Kind kennengelernt und damals mit ihm einige Zeit bis zum Angriff der Welfen in Ulma verbracht.

„Ich muss gleich hinunter ins Dorf, um die beiden zu richten. Ihr könnt mich begleiten!“

„Was liegt eigentlich gegen die Männer vor?“, fragte ich Eberhard, während wir zurück ins Tal ritten. „Die zwei Brüder haben nachts Wasser aus einer tiefen Quelle in Krüge gefüllt und dann als Wunderwasser verkauft und keinerlei Abgaben gezahlt. Die Quelle liegt auf dem Grund der Helfensteiner

und gehört somit uns. Da es um unser Gut geht, werde ich urteilen!“

„Dann urteile klug, Eberhard!“ Ich klopfte ihm auf die Schulter und war heilfroh, nicht Recht sprechen zu müssen, weil die Angelegenheit an Eberhard fiel. Denn diese Verantwortung zu tragen, war nicht immer leicht. Und schließlich würden auch wir eines Tages, nach unserem Tod, vom Allmächtigen für unser Verhalten gerichtet werden.

Es wurde zwischen hoher und niederer Gerichtsbarkeit unterschieden. Die hohe Gerichtsbarkeit hatten meist die Grafen inne, während die Grundherren über die niedere Gerichtsbarkeit wie Diebestaten, Erbstreitigkeiten, Verletzungen und Beleidigungen urteilten. Die hohe Gerichtsbarkeit befand über schwere Fälle wie Mord und Hochverrat. Auch Gotteslästerei, Ehebruch und Hexerei zogen Strafen nach sich.

Die Angeklagten warteten schon auf einem Holzpodest auf uns, umringt von einer kleinen Menge Menschen. Sie schienen den Wunden nach, die sie aufwiesen, schon zuvor gefoltert worden zu sein. Johanna fasste nach meiner Hand, die ich kurz drückte, um meine Liebste dann in der Ansammlung zurückzulassen.

Die Folterknechte traten zu den Gefolterten hinzu, die daraufhin gleich ihre Tat zugaben. Eberhard machte kurzen Prozess und fackelte nicht lange. Er ließ beiden unter lauten Schmerzensschreien eine Hand abhacken und sie brandmarken. Es war grausam mitanzusehen, aber auf die Umstehenden wirkte es abschreckend und somit schützte es vor Nachahmung. Ich musste Eberhard gewähren lassen, denn hier war er der Herr, wir befanden uns auf Helfensteiner Land.

„Eberhard, du könntest doch das Wasser selbst unter die Leute bringen lassen. Die Quellen hier und auch in Tizzenbach sind wirklich gut. Auch meinem Vater hat dieses Wasser schon geholfen. Du solltest es abfüllen und verkaufen, es würde ordentlich Heller einbringen, vom Zehnt ganz zu schweigen“, schlug ich ihm vor.

„Vielleicht hast du Recht!“, antwortete mir Eberhard nachdenklich. „Du scheinst geschäftstüchtig zu sein, Friedrich!“

„Wir reiten jetzt zu Hiltos Burg weiter. Begleitest du uns?“, wollte ich von Eberhard wissen. Johanna, die noch sichtlich unter dem eben Gesehenen litt, warf mir einen vorwurfsvollen Blick zu.

„Nein, ich denke, besser nicht zu den Festtagen“, brachte Eberhard schnell hervor. Er sah Johanna an. „Richte deinem Vater aus, er möge dafür sorgen, dass bis nach den Rauhächten der Zehnt von allen abgegeben worden sein muss, sonst wird er mir darüber Rechenschaft geben müssen.“ Johanna nickte.

„Gab es Schwierigkeiten?“, fragte ich nach.

„Ja, Hilto ließ mir ausrichten, dass die Bauern kaum noch etwas für sich hätten. Sie würden sich schon von Baumrinden und Wurzeln ernähren. Die Menschen seien ausgemergelt und halb verhungert, schließlich hätten sie jahrelang unentgeltlich für den Bau der Burg gearbeitet und nebenbei noch ihre Felder bestellen müssen. Wie sie so den Zehnt zahlen sollen, sei ihm ein Rätsel.“

„Du weißt, er hat Recht, Eberhard! Die Menschen haben wirklich alles gegeben, manche sogar ihr Leben. Nur ihr Glaube schenkt ihnen Hoffnung auf ein besseres Leben nach dem Tod. Was würde wohl passieren, wenn sie diese Hoff-

nung nicht hätten? Ob sich die Menschen ansonsten zur Wehr setzen würden? Diese Fragen stelle ich mir selber oft!“

„Hast du dir auch einmal überlegt, dass dein Vater, der Herzog und auch der König auf seine Abgaben bestehen, um ihre Ausgaben zu bestreiten? Ein Heer ist teuer.“

„Ja, ich weiß. Aber wir müssen uns hier trotzdem etwas einfallen lassen. Versuche, deinen Vater hinzuhalten. Ich werde bald den meinen sehen und mit ihm reden. Unternimm bitte solange nichts. Ich als dein Freund bitte dich darum.“

„Gut, aber in den Tagen nach den Rauh Nächten gib mir spätestens Nachricht!“, mahnte Eberhard.

Ich verabschiedete mich, dankte ihm für sein Entgegenkommen und ritt mit Jo an meiner Seite weiter.

Wir trabten an der Filisa unweit von Ubrichingen entlang, Wolf folgte uns und ließ Johanna nicht aus den Augen. Gerade hatten wir ein Waldstück durchquert, als wir plötzlich in einen Hinterhalt gerieten und trotz unserem Geleit, welches jetzt wieder mit uns ritt, mit lautem Geschrei angegriffen wurden. Ein großer dunkel gekleideter Mann stürzte auf Johanna und mich zu. Wolf reagierte rasch, sprang dazwischen und verbiss sich in das Bein des Pferdes des Angreifers. Dieses ging in die Knie, was den Reiter schließlich zu Fall brachte. Ich nützte die Gelegenheit, um ebenfalls vom Pferd zu springen.

„Reite in den Wald!“, konnte ich Johanna noch zurufen, dann war ich in einen Kampf verwickelt. Rings um mich klirrten die Klingen der Schwerter. Unsere Gegner waren in der Überzahl und uns deutlich überlegen. Der Schwarze hatte es auf mich abgesehen. Er war kräftig gebaut und mit einem Helm ausgestattet, der sein Gesicht nicht erkennen ließ. Ich um-

klammerte mein Schwert und voller Kraft schlug ich zu. Doch auch er kämpfte, als würde er mich vernichten wollen. Seine Mannen hatten bereits zwei meiner Leute getötet, als aus dem Nichts Hilfe nahte, und zwar in Form von Hannes und einigen seiner Begleiter. Keine Ahnung, wo diese so plötzlich herkamen, aber für mich schickte sie der Himmel. So schlugen wir die Angreifer mit vereinten Kräften.

Kurze Zeit später lagen die Widersacher verletzt im Schnee. Ich bedankte mich bei Hannes für die unerwartete Hilfe. Meinem Gegner riss ich den Helm vom Kopf. Erstaunt sah ich, wer es war: Rupert, der Bruder vom getöteten Veit, der Johanna angegriffen hatte.

„Was willst du von mir? Warum greifst du mich an?“

Er sah mich voller Hass an und spuckte nach mir.

„Du hast meinen Bruder ermordet und unseren Ruf ruiniert und das nur wegen dieses Weibes!“ Er zeigte auf Johanna, die mittlerweile wieder zurückgekehrt war. Ich stieß ihn mit dem Stiefel an.

„Du weißt, dass ich der Sohn des Herzogs bin?“

„Es ist mir egal, wer du bist, du hast meinen Bruder getötet und sollst dafür bezahlen!“

„Ich werde dich und deine Leute der Gerichtsbarkeit überstellen. Sie soll über euch urteilen. Ihr befindet euch hier im Helfensteiner Land, also haben die Grafen von Helfenstein hier das Sagen.“

Wir fesselten die Männer und ich beauftragte Hannes, sie in meinem Auftrag zu Eberhard zu bringen. Ich erzählte Hannes die Ereignisse der letzten Tage und bat ihn, dies so an Eberhard weiterzugeben. Ich hingegen wollte mit Johanna wie-

terreiten, um sie außer Gefahr zu wissen. Hannes sollte dann nachkommen.

Wir ritten weiter und erreichten Johannas' Heimat.

„Friedrich, sag Vater bitte nicht, dass ich mich in Gefahr befand. Wir lassen ihn besser im Glauben, dass ich bei deiner Schwester in Lothringen war. Glaub mir, das ist besser!“

Ich wollte ihr zuerst widersprechen, nickte dann aber nur. Auch ich wollte Hilto nicht beunruhigen, sonst würde er Johanna nicht mehr von der Burg lassen. Andererseits wollte ich mir sicher sein, dass ihr nichts passieren würde.

„Ich bin auf der Burg in Sicherheit“, schien sie meine Gedanken zu erraten.

Als wir das Tor zu Hiltos Burg passierten, leuchtete Jo's Gesicht auf. Kaum im Hof, schwang sie sich von Fiorellas Rücken und stürmte zur Schmiede ihres Vaters. Als ich die beiden erreicht hatte, umarmte Johanna ihren Vater und ihre beiden Brüder bereits. Hilto war glücklich, seine Tochter wiederzuhaben. Als er mich erblickte, zögerte er einen Augenblick, kam dann aber auf mich zu, umarmte mich und klopfte mir auf den Rücken.

„Schön, dass ihr wieder da seid! Da wird sich deine Mutter freuen, Johanna. Lauf nur! Sie bäckt gerade Brot!“ Johanna sprang eilig davon.

„Gut, dass du mir meine Tochter gesund wiedergebracht hast! Ich sehe, sie ist glücklich an deiner Seite.“

„Sie wird jetzt eine Weile bei euch bleiben, sie gehört hierher. Nur hier ist sie glücklich und ich werde sie, so oft ich kann, besuchen. Vor allem ist sie hier sicher!“

„Sicher?“, fragte Hilto nach.